

## Erfahrung – alles nur Diskurs?

### Tagungsbericht der 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung in Zürich, 15. und 16. Februar 2002

Marianne Hänseler

Zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung fanden sich zirka 300 TeilnehmerInnen und ReferentInnen aus dem In- und Ausland ein. Größe und Ausstrahlung der Tagung waren erfreulich, wurde die Tagung doch einst in kleinerem Rahmen durchgeführt.

Die von Studentinnen und Doktorandinnen der Universität Zürich professionell organisierte Veranstaltung forderte auf, zum Thema „Erfahrung – Alles nur Diskurs?“ Stellung zu nehmen. In unterschiedlicher und vielfältiger Weise kreisten die Begriffe „Erfahrung“ und „Diskurs“ in den Referats- und Diskussionsräumen der Tagung – teilweise am Rand eingebaut, dann wiederum im Mittelpunkt von Theoriebildung in der Geschichtswissenschaft. Als Herausforderung zeigte sich die dichotomische Anordnung beider Hauptbegriffe: Nicht immer gelang es, die Konzeption dieser Begriffe in Form des Gegensatzes von subjektiven, unvermittelten Erfahrungen versus determinierenden, restringierenden Diskursen fruchtbar zu überwinden. Mit dem Tagungsthema knüpften die Organisatorinnen an die Diskussion an, die der *linguistic turn* in Anschluss an Joan Scott in den Geschichtswissenschaften ausgelöst hatte.

An der diesjährigen Schweizerischen HistorikerInnentagung, die bis anhin als „HistorikerInnentagung“ bezeichnet wurde, haben die Männer nicht nur als Historiker, sondern auch mit der Disziplin der Männergeschichte ganz offiziell Einzug gehalten.

Die Struktur der Tagung gestaltete sich an beiden Tagen jeweils gleich: Auftakt machten je zwei Hauptreferate am Morgen, denen ein Workshopblock vor und nach Mittag folgte. Den Abschluss bildeten universitätspolitische Podiumsdiskussionen am späten Nachmittag.

Die erste Hauptreferentin der Tagung, Kathleen Canning (University of Michigan), kritisierte eine zu starre und dualistische Sichtweise nicht nur in Bezug auf die Hauptbegriffe von Diskurs und Erfahrung. Canning stellte die US-amerikanische Debatte zum Erfahrungs- und Diskursbegriff in Anschluss an den *linguistic turn* vor. Ebenso wie der Diskursbegriff sei der Erfahrungsbegriff durch den *linguistic turn* zu einer transzendenten, nicht hinterfragbaren Kategorie geworden. Canning warnte davor, Erfahrungen zu idealisieren. Es sei zwar schwierig, Evidenz für die Erfahrungen derjenigen zu gewinnen, die ihre eigene Geschichte nicht schreiben konnten. Dennoch seien diese Geschichten

mit all ihrer Brüchigkeit zu schreiben und aufzuarbeiten. Canning machte sich für die tradierte Vorstellung der Geschichte als Sedimentation stark. Diese Vorstellung erlaube das dichotomische Dilemma zu überwinden: statt klarer Grenzen zwischen einzelnen historischen Phasen, gäbe es ein „Ineinandersickern“. Cannings Anliegen war die Erweiterung „historischen Horizonts“ – Begriffe und Methoden sollten sich nicht gegenseitig ausschließen und Widersprüche in der eigenen Theoriebildung akzeptiert werden.

Ganz anders gestaltete sich der Vortrag der „Pionierin der Körpergeschichte“, Barbara Duden, ebenfalls Tagungshauptreferentin. Ihr Anliegen war es, die authentische, leibhaftige Körpererfahrung zur Sprache zu bringen. Spätestens der von Duden in der Diskussion geäußerte Gemeinplatz „Was nicht in den Sinnen war, ist nicht im Kopf“ zeigte, trotz Cannings Kritik, dass Dichotomien leitend sind. Barbara Duden stellte fest, dass die Debatte, welche Erfahrungen als Diskurs thematisiert, als „Zeichen der heutigen Zeit“ zu diagnostizieren sei, welche sich durch „Schizoästhesis“ auszeichne: Leibhaftige Erfahrung werde dabei heute durch die Medizin und die popularisierte Wissenschaft entwurzelt. Duden verwendete eine teilweise schwer zugängliche Begrifflichkeit, um aufzuzeigen, wie die „historische Somatologie“ durch „beherztes Hinhören“ Körpererfahrungen zugänglich machen kann. Die anschließende Diskussion war geprägt von der Kritik an Dudens romantischem Bild einer ganzheitlichen Körpererfahrung – junge und alte Frauen blieben doch auch bei Sinnen und verlören nicht den Bezug zu ihrem Körper, wenn sie sich in einer Welt heterogener Wissensformen, die ihre Körper mitbestimmten, bewegten.

In Abgrenzung zu Duden bestand Cannings eher pragmatischer Zugang zur Körpergeschichte darin, den Körper als Ort zu verstehen, wo Diskursives und Erfahrung zusammenlaufen. Das Schreiben von Körpergeschichte basiere notwendigerweise auf den Quellentexten und somit auf Sprache, die den Zugang zum Körper nicht hindere, sondern etwas über ihn aussage.

Von Körpererfahrungen zum Erfahrungsbegriff: In ihrem Hauptreferat widmete sich Ute Daniel letzterem Begriff und machte diesen für die Geschichtswissenschaft fruchtbar. Als Orientierung dienten die amerikanischen Pragmatisten und, weniger explizit aber doch erkennbar, poststrukturalistische Thesen. Erfahrungen sind nach Daniel situative, erklär-, aber nicht definierbare Deutungszusammenhänge, welche sich einer handlungsfähigen Person verdanken. Erfahrung resultiere aus der Wechselwirkung von Subjekt und Objekt und sei insofern narrativ strukturiert, nicht subjektiv, nicht authentisch und nicht diskursiv. Es schien, als spräche sich Daniel sowohl gegen einen diskursiv-determinierenden als auch einen authentisch-subjektiven Erfahrungsbegriff aus. Methodisch plädierte Ute Daniel dafür, diskursgeschichtliche und andere Zugänge zu mischen.

Daniel wies auch auf das geschlechtsspezifische Ungleichgewicht bezüglich des Erlebens und Erzählens von Erfahrung hin. Frauen würden ihre Erfahrungen im Gegensatz zu Männern nicht als bedeutungsvolle Erfahrungen wahrnehmen – was im Gegensatz zu Barbara Dudens tags zuvor vertretenen Position der „Authentizität“ von Erfahrung stand.

In den folgenden Workshops wurden weitere Erfahrungsbegriffe, welche von den Hauptreferaten nicht abgedeckt wurden, ins Spiel gebracht. So der psychoanalytische Begriff der verdrängten, nur schwer artikulierbaren Erfahrung.

Das Desiderat einer vollständigen (Frauen *und* Männer) Geschlechtergeschichte erfüllend, wurde die Männergeschichte offiziell ins Programm aufgenommen. Programmatisch vorgestellt wurde sie ebenfalls in einem Hauptreferat von Martin Dinges, welcher Männlichkeiten als kulturelle Konstrukte thematisierte. Dinges sieht die Männergeschichte als neue Fachdisziplin. Männergeschichte untersuche die Männer in geschlechterrelationalen Konstellationen. Dinges schlug eine strukturgeschichtliche Analyse von Männlichkeiten vor, die besonders Hierarchien unter Männern in den Blickwinkel nehme. Nicht-hegemoniale Männlichkeit erlaube einen privilegierten Blick auf die Kehrseiten von hegemonialen Männlichkeitskonstrukten und mache die Kosten der Anforderungen von Geschlechterrollen thematisierbar. Neben der Analyse diskursiver Männlichkeitskonstruktionen können über mikrohistorische Zugangsweisen nicht nur soziale, sondern auch individuelle Konstruktionsprozesse in den Blick genommen werden.

In den Workshops wurde die Männergeschichte teilweise um differenzierte, unter anderem mikrohistorische Beiträge erweitert, welche sich auf Klassiker der Männergeschichte bezogen. Es gab jedoch auch Beiträge, die nicht als Männergeschichte zu verstehen waren. Männer müssen nicht erst, wie dies bei der ersten Phase der Geschlechtergeschichte für Frauen sehr wohl notwendig war, sichtbar gemacht, sondern als kulturelle Konstrukte analysiert werden. Es reicht eben nicht, unkritisch noch einmal von Männern zu reden. Das Geschlechterverhältnis ist asymmetrisch angelegt. Eine Geschlechtergeschichte, welche diese ihre Herkunftspostulate vergisst, verspielt ihr kritisches wissenschaftliches Potential.

In Anschluss an die Nachmittags-Workshops fanden an beiden Tagen wissenschaftspolitische Podiumsdiskussionen statt. Dabei wurde von den Organisatorinnen Wert darauf gelegt, eine breitere Öffentlichkeit ins Gespräch einzubeziehen.

In der zweiten Diskussion am Samstag zum Thema „Institutionalisierung von Gender Studies“ wurde, was Anliegen und Dringlichkeit dieser Verankerung betrifft, kaum kontrovers diskutiert. Ebenso einig war man sich des Stolpersteins der Finanzierung.

Am Freitag ging es allgemein um Strategien und Probleme des „Nachwachsens“ im akademischen Getriebe.

Die schlechte Vernetzung der Frauen, so eine Studie von Regula Lehmann, sei oftmals der größere Hindernisgrund einer wissenschaftlichen Laufbahn – eine Behauptung, die von Claudia Opitz dahingehend präzisiert wurde, dass Wissenschaftlerinnen nicht prinzipiell schlechter, sondern mit den „falschen“ Personen, nämlich hauptsächlich mit Frauen, vernetzt seien. Wer als sogenannter „Nachwuchs“ bezeichnet wird, so Olivia Hochstrasser, wird kleingemacht und oft nicht als ernst zu nehmende ForscherIn anerkannt. Ausgeblendet und negiert werde dabei auch die Abhängigkeit der Professorinnen von jenem „Nachwuchs“, der qualifiziert Wissenschaft betreibt. Die ForscherInnen des Mittelbaus erbringen bekanntlich 60% der wissenschaftlichen Leistungen der Universitäten.

Diese Fakten nebst anderen anregenden Analysen und Themen „leibhaftig“ vorgeführt zu bekommen, machte die Tagung zu einem intensiven Ort der Begegnungen von Diskursen und Erfahrungen.